Blobs, Grünfassaden und Wohngemeinschaften fehlen: Gedanken zur Diplomausstellung Sommersemester 2001 des Departements Architektur der ETH Zürich

Autor(en): **Beckel, Inge**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **127 (2001)**

Heft 26: **Konstruierte Atmosphären**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-80174

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Inge Beckel

Blobs, Grünfassaden und Wohngemeinschaften fehlen

Gedanken zur Diplomausstellung Sommersemester 2001 des Departements Architektur der ETH Zürich

Die Diplomarbeiten vergangener Jahre gaben oft nicht nur einen Vorgeschmack auf kommende Vorlieben und Tendenzen, sondern resümierten generell, was Architektinnen und Architekten beschäftigte, womit sie experimentierten und arbeiteten. Läuft man heute durch die Ausstellung im ETH-Hauptgebäude, muss man feststellen, dass sie – trotz parziell hohem Niveau – das internationale Baugeschehen nur auszugsweise repräsentiert, dass also einiges fehlt.

Anlässlich der Maturandenorientierung vom vergangenen Frühjahr in einer Ostschweizer Kantonsschule musste ein Berufskollege erfahren, dass die ETH in Zürich für am Studium der Architektur interessierte Mittelschüler derzeit nicht attraktiv ist – lieber gingen sie nach Genf oder Mendrisio, so lautete ihr Standpunkt. Auf die Frage nach dem Grund dieser Wahl meinten die Befragten, Schulkollegen aus älteren Jahrgängen würden entsprechend raten. Ein Einzelfall?

Massstäblichkeit und Mässigung

Der Perimeter der Planungsaufgabe des vergangenen Sommersemesters erstreckt sich beidseitig der Sihl südlich des Zürcher Hauptbahnhofs. Nutzungsmässig war vieles denkbar, primär ging es um städtebauliche Lösungen rund um das Theater und die Reithalle Gessnerallee, die Kaserne mit der Wiese und weiter flussaufwärts. Der Abbruch von Liegenschaften, auch denkmalgeschützten, war möglich. In den Erläuterungen führt ein Diplomand aus, sich beim Entwurf auf die «fertig gebaute» Stadt sowie auf Gebiete mit Möglichkeiten zur Erneuerung zu stützen, die aber ihrerseits von bestehenden Strukturen ausgehen würden. Obwohl der Text stark auf Tradition und Kontinuität setzt, platziert er einen markanten, formal der schweizerischen Einfachheit verpflichteten Längsbau hart ans Wasser nördlich des ehemaligen «Ober» mit angrenzender Freitreppe am Flussufer, auf der allerdings niemand sitzt. Andere Vorschläge basieren auf dem Abriss der Kaserne, einer beispielsweise sieht an ihrer Stelle einen Kasinokomplex als Solitär vor und nördlich davon mehrere Blockrandgevierte, die das umliegende, durchmischte Quartier weiterstricken. Selbstverständlich sind auch Projekte zu finden, die sämtliche offeneren Zonen zwischen dem Kreis 4 und dem inneren Citybereich mit klassizistisch ausformulierten, steinernen Blockrandbauten bestücken – womit der vom Quartier oft geforderte Freiraum definitiv weg ist.

Ebenfalls eines Areals in Zürich nimmt sich die Projektaufgabe an: das Heiligfeld I, wo Wohnbauten aus den 1940er-Jahren den zeitgenössischen Standards anzupassen waren. Grundsätzlich waren wiederum sowohl eine Sanierung und Erweiterung der bestehenden Substanz als auch die Errichtung von Neubauten erlaubt, für eine Diplomaufgabe sicherlich eine begrüssenswert offen gehaltene Formulierung. Ob nun der Ansatz Weiter- oder Neubau gewählt wurde, der Grossteil der präsentierten Lösungen bleibt dem Massstab des umliegenden Quartiers treu – zwischendurch lässt sich allerdings durchaus ein rund zwanziggeschossiges, mit Steinplatten verkleidetes Hochhaus finden. Interessant ist zudem, dass die heute im Wohnungsbau fast obligaten, rechteckigen und rund 6 m^2 grossen Balkone in der Regel im Baukörper versenkt sind, oft dreiseitig von Wohnraum umfasst. Das Gesamtvolumen ist hermetisch geschlossen; manieristisch ondulierende oder gar vorkragende, expressiv anmutende Balkonplatten bilden die Ausnahme. Hinsichtlich der Grundrisse bewirkte der vorgegebene Leitsatz «Wohnen im Wandel» vor allem, dass es neben herkömmlichen Appartements oder 3- und 4-Zimmer-Wohnungen auch grössere, bis zu 6 $^1/_2$ Räumen umfassende (Maisonette-) Einheiten gibt; ihre innere Disposition wiederum ist konventionell. Offene Küchen als integrierter Bestandteil eines grosszügigen und offenen Aufenthaltsbereichs demgegenüber sind die Regel; die Laborküche hat vorläufig ausgedient.

Die Konstruktionsaufgabe schliesslich umfasste einen Neubau, gefragt war die Bergstation der Seilbahn Gumen in Braunwald. Hier finden sich die formal experimentellsten Projekte, kleine Schmuckstücke in gewohnt und gekonnt schweizerischer Manier. Etwa ein schönes Ensemble von zwei mit Holzlatten verhüllten Körpern: der vertikale Schlitz für die Bahn, die liegende Scheibe mit flachem Pultdach für die Passagiere mit innen liegender, leicht versenkter Sonnenterrasse. Oder eine dreigliedrige, expressionistisch ausformulierte, mit Blech verkleidete Leichtbaukonstruktion, wobei das Projekt sinnigerweise mit einem Spruch von Paul Scheerbart überschrieben ist. Oder der Vorschlag von drei übereinander gestaffelten, je scharf geschnittenen Kuben, mit schmalen liegenden Platten verkleidet – nicht nur Liebhaber von Thermalbädern kennen das Vorbild. Oder eine Art Tatzelwurm, ein mehrgliedriges Volumen mit an den Ecken abgerundeten Fenstern, das sich langsam hangabwärts zu robben scheint.

Contra Innovation und Atmosphäre

Zahlreiche Projekte stehen in der Tradition einer vor wenigen Jahren mehrheitlich als schweizerische Einfachheit apostrophierten Klarheit, die Baukörper kompakt, die Grundrisse solid, der Konstruktions- und Materialumgang präzis. Gewisse Perspektiven lassen einen Hang zum Brutalismus der 1950er- und 1960er-Jahre erkennen, obwohl die Oberflächen der heutigen Vorschläge im Gegensatz zu den Exponenten jener Jahre verfeinert, ja geschliffen wirken. Vereinzelt finden sich Anleihen an Formen einer manieristischen Architektur mit ihren Nischen und Sprüngen. Andere Projekte – allerdings bedeutend weniger als noch vor einem halben Jahr – orientieren sich klar an klassizistischen Bauten des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die bekanntlich, neben andern europäischen Städten, besonders Berlin nachhaltig geprägt hatten. Generell lässt sich jedoch sagen, dass die gewählten Lösungen in der Mehrzahl zurückhaltend, ja teilweise brav daherkommen; jedenfalls fehlt das Gegengewicht im experimentellen, formal freieren, nicht abstrakten Bereich. Sogar ein Maschineningenieur oberen Semesters, der die Ausstellung studierte, meinte, das Präsentierte komme ihm streckenweise mutlos vor oder mache den Eindruck, als würde es primär von ökonomischen Vorgaben geleitet! Er erinnere sich an formal sehr viel eigenständigere Projekte, wie sie noch vor wenigen Jahren hier zu sehen waren. Gleichzeitig müsse er aber sagen, dass seine eigenen Kollegen, würde ihnen in einem so genannten Innovationsseminar beispielsweise die Aufgabe gestellt, ein neues Nahverkehrsmittel zu entwickeln, grossenteils mit altbewährten Lösungen aufwarten, «designt» in neuem Kleid …

Was fehlt? Welche Themen tauchen nur am Rande auf? Projekte im Sinne einer Architektur, wie sie weltweit etwa ein Frank Gehry oder eine Zaha Hadid praktiziert, finden sich nur wenige. Baukörper mit waghalsigen Auskragungen, wie sie ein Winy Maas mit MVRDV vorexerziert, gibt es nicht. Unschweizerisch? Aber auch Räume, die versuchen, mehr als nur den Sehsinn in die Wahrnehmung einzubeziehen, die etwa über differenzierte Oberflächenbehandlungen und Lichtspiele atmosphärische Stimmungen erzeugen, wie wir sie hierzulande besonders von Peter Zumthor kennen, gibts nur wenige. Oder Fassaden, die mittels feinster ornamentaler Strukturen oder mit Bildern spielen, wie sie uns natürlich im Speziellen vom Büro Herzog & de Meuron bekannt sind, sucht man umsonst. Überdies ist der Amerikaner Greg Lynn an der ETH tätig, international ein Protagonist der sogenannten Blob-Architektur, jener embryonalen Klumpen oder Wolken oder sich aus Kugeln zusammensetzender Konglomerate – eine Diplomarbeit aber, die sich mit dieser Strömung auseinander setzt, sucht man vergebens.

Doch nicht nur im formalen Bereich vermisst man den Widerhall breit abgestützter zeitgenössischer Diskussionen; auch die Ökologie fehlt fast gänzlich. Denn dass jene Zeiten passé sind, als unter «Ökoarchitektur» mit rohbelassenen Brettern verschalte, von steilen Satteldächern eingedeckte Reiheneinfamilienhaussiedlungen mit in Biotopen quakenden Fröschen am Rande kleinerer Städte subsumiert wurden, müsste auch den Hönggerberg erreicht haben. Im Gegenteil, es laufen höchst interessante Forschungen auf diesem Gebiete, die zwar sicherlich noch nicht serienreif sind, die man formal allerdings längst austesten könnte. Denn findet ein Forscherteam etwa jenen Mikroorganismus, der an vertikalen Oberflächen, also an normalen Hausfassaden, längerfristig überleben kann, stellen sich möglicherweise schnell Bauträgerschaften ein, die sich diese regenerierbare Grünfassade wünschen – eventuell wird sie kaum Unterhalt benötigen? –, und im Bereich der Kunst sowie der Landschaftsgestaltung gibt es längst Versuche mit dem Thema. Im Bauen handelt es sich vorerst (noch) um Zukunftsmusik, doch im Grunde, so müsste man meinen, sollten den Gedanken an einer Hochschule keine zu engen Grenzen gesetzt werden. Und schliesslich der sozialpolitische Aspekt von Architektur, auch hier kann sich die Fragestellung «Wohnen im Wandel» kaum in der Bereitstellung von 6 $^{1}/_{2}$-Zimmer-Wohnungen erschöpfen, denn bereits heute sind beispielsweise 11-Personen-Haushalte für Wohngemeinschaften Realität: im Kraftwerk 1 im Zürcher Industriequartier. Das im ETH-Hauptgebäude Ausgestellte entspringt sicherlich grösstenteils seriöser Arbeit und kann in der Praxis gebaut werden. Doch gesamtheitlich genügt es den Anforderungen und Wünschen einer globalisierten, also heterogenen, wirtschaftlich und kulturell allzeit und allerorten durchmischten Gesellschaft künftig nur partiell. Erinnern wir uns an die Mittelschüler am Anfang, nehmen wir an, sie seien passionierte «Snöber» oder Bungee-Jumper, entspräche ihnen nicht eine wie auch immer geartete Blob-Architektur besser als steinerne Abstraktion? Nicht, dass es Letztere nicht bräuchte, doch es scheint, dass das nach aussen wahrnehmbare, derzeit an der ETH bevorzugte oder tolerierte Spektrum eng ist – zu eng.

Die Diplomarbeiten des Departements Architektur der ETH Zürich sind noch bis zum 6. Juli 2001 an der Rämistrasse 101 in Zürich zu sehen; Öffnungszeiten Mo–Fr 7–21 h, Sa 7–16 h. Die Diplomierenden bearbeiteten: Sihlcity, Zürich; Wohnen im Wandel am Beispiel Heiligfeld I, Zürich, und Seilbahnstation Gumen in Braunwald.